

Schuhmacher-Fachblatt

Organ des Zentralverbandes der Schuhmacher Deutschlands
und Publikationsorgan der Zentral-Kassen- und Sterbekasse der Schuhmacher und verwandten Berufsgenossen

Nr. 50

Erscheint jeden Sonntag.
Abonnementpreis: M. 1.— für das Vierteljahr.
In beziehen durch alle Postanstalten.

Gotha, 16. Dezember 1917
(Telephon: Nr. 174)

3. Klasse kosten 50 Pfg. die einjährige Mitgliedschaft.
Bei Wiederholungen Rabatt. — Stellen-
vermittlung-Anzeigen für Mitglieder 10 Pfg.

31. Jahrg.

Inhaltsverzeichnis.

Moderne Erfahrungen. — Das Friedensprogramm der Bolschewiki. — Aus unserem Beruf. — Bedenkliche Erscheinungen. — Spiegel der Gewerkschaftspresse. — Eine Durchhalter-Verammlung in Wien. — Verbandsnachrichten. — Ehrenfeste.
Feuilleton: Die Butterkiesel.
Sollage: Für unsere weiblichen Mitglieder: Schönlings, die nicht (sich) noch ernten wollen. — Studentinnen in der Rüstungsindustrie. — Das Frauenwahlrecht in der Schweiz. — Abwenzelt.
Feuilleton: Der Waldteufel.

Moderne Erfahrungen.

Wie in allen anderen Industrien so haben auch die Arbeiter und Arbeiterinnen der Schuhindustrie einen fast unerbittlichen Kampf um die Verbesserungen ihrer Lohn- und Arbeitsverhältnisse führen müssen. Das ging so seit der Einführung der ersten Maschine fort bis in unsere gegenwärtige Zeit, in welcher dieser Kampf noch intensiver geführt werden muß. Nach Beendigung des Krieges wird der Kampf von neuem ausbrechen. Die Unternehmer sind fast unermüdlich bemüht, ihre durch die Konkurrenz und die intensive Produktion herbeigeführten Schädlichkeiten auf die Arbeiter abzumwälzen, d. h. den Schaden durch Verschlechterung der Arbeitsbedingungen zu erzielen.
So versteht, so engberichtig diese Politik ist, so ist sie doch so ganze Um und Auf dessen, was unsere Unternehmer an Ehrlichkeit und geschäftsmännischer Klugheit an den Tag legen.

Von den Gegnern der Arbeiterkassenbewegung wird oft geltend gemacht, daß unsere Forderungen ins Maßlose gehen, unüberschaubar sind und was am häufigsten angeführt wird, daß die Industrie daran zu Grunde gehen würde. Abgesehen von der oft besprochenen Unsicherheit dieser Behauptungen, sei hier dagegen noch die eine sehr wichtige Tatsache erwähnt, daß es gerade in unserer Industrie fast immer der Unternehmer ist, der den Konflikt heraufbeschwört; der allergrößte Teil unserer Kämpfe muß geführt werden, um beachtliche Lohnreduktionen und sonstige Verschlechterungen der Arbeitsbedingungen abzuwehren. So es gewesen bei fast allen den Streiks, die geführt wurden; immer handelte es sich darum, daß der Unternehmer entweder direkt den Lohn reduzierte oder mit neuen Arbeitsmethoden eine erhebliche Schwächung des Arbeitslohnes herbeiführen wollte. In demselben Maße, als sie für Einkommen streifen wollen, möchten sie das Einkommen der Arbeiter herabdrücken; je mehr sie an kulturellen oder sonstigen Genüssen Teil haben wollen, um so mehr möchten sie die Arbeiter davon ausschließen.

Die Arbeiterschaft in der Schuhindustrie hat doch wohl wohl gezeigt, daß sie es versteht, sich in manche unangenehme Situation zu fügen. Sie hat die furchtbaren Schläge über sich ergehen lassen müssen, die ihr mit jeder neuen Maschine verhängt wurden und sie weiß nur zu gut, daß es nicht anders gehen kann, wenn man die technischen Fortschritt anzukämpfen. Aber wenn man sich bloß darum handelt, um eine Verbilligung des Produktionsprozesses auf Kosten der Arbeiter herbeizuführen, wenn man den Arbeitern entgegenkommen lassen will, was im kaufmännischen Gebahren verloren ging, dagegen auch sich die Arbeiterschaft dem doch wehren.

Die Arbeiter verlangen nichts, was die Industrie nicht ertragen könnte; sie gehen mit ihren Forderungen anerkennend niemals zu weit und geben sich selbst da noch die Abfälligkeiten zufließen, da sie das Gesetz der Entwicklung auch in industriellen Leben anerkennen. Der Welt ist beispielsweise der Lichtfundentag; sie nehmen aber die letzte Verkürzung der Arbeitszeit von 11 auf 10 1/2, auf 10 und 9 1/2 Stunden gerne in Kauf, wohl wissend, daß sich hier nur kurzweilige gewerkschaftlich vorgegangen werden kann.

Und auch bei den Verhandlungen über die Höhe der Löhne haben die Arbeiter noch immer gezeigt, daß sie nicht

sich rächen lassen, daß sie sich nicht hohnfroh auf ihre Forderungen verlassen, wenn sie sehen, daß der Unternehmer für den Augenblick nicht mehr bieten zu können glaubt.

Wenn nur auch die Unternehmer den Arbeitern in dem Maße entgegenkommen wollten, so würden manche schwere Konflikte vermieden.

Aber das sind seltene Ausnahmen, selbst die kleinsten und bescheidensten Forderungen der Arbeiter werden als unverschämte Forderungen hingestellt, deren Kosten das Unternehmertum oder die ganze Industrie ruinieren müßte. Sollen aber andere Faktoren wie z. B. bürgerliche Mandatende Sozialpolitiker, Ärzte, Fabrikinspektoren, Humanisten die gleichen Forderungen auf, so heißt es dann, daß diese Leute von den Verhältnissen der Industrie nichts verstehen. Aber es gibt doch selbst Unternehmer, freilich in der ganzen Welt kaum ein paar Duzend, die anderer Ansicht sind, die es gerade heraus sagen, daß eine gutstuierte, körperlich und geistig hoch entwickelte Arbeiterschaft die beste Gewähr für das Emporkommen und Gedeihen der Industrie bietet und daß die Hebung der Arbeiterschaft gleichbedeutend ist mit dem Aufschwung der Industrie selbst.

Wann wird diese Einsicht Allgemeingut sein?

Mit unseren Industriellen davon zu sprechen, scheint vergebliche Mühe. Die Unternehmer suchen ihre Arbeiter möglichst hinsturzen zu lassen und wo sie das nicht können, nehmen sie sich Leute aus Gegenden, in denen die Bevölkerung schon vorher körperlich und geistig tief demoralisiert und ihre Lebensbedürfnisse auf das Tiefste herabgedrückt sind. Weil dieses Personal sehr bescheiden in seinen Anforderungen ist, glauben sie, am Weltmarkt kontrahieren zu können. Vielleicht ja, wenn der in den Fabriken erzeugte Pöbel als schöne, gute Ware anerkannt wird, und wenn nicht Hunderte von Duzenden auf den Markt geworfen werden müssen.

Man sollte kaum glauben, daß eine Firma so große Verluste ertragen kann, wenn man sieht, welche Haufen von Waren in mancher Fabrik verstaubt werden, bloß weil man alles möglichst billig gestalten will, weil das Material nichts kosten soll, weil die Arbeitskraft nichts kosten soll und weil man an Materialien ersparen will. Man nimmt den größten Mist und will im Vertrauen auf die Leistungsfähigkeit der Maschinen daraus schöne Ware erzielen. Man stellt unschöne Betriebsleiter ein und glaubt, weil diese nur um Arbeitslohn herumkommen, die Leute brutal behandeln und skandalisieren und stets auf Gewinnung billiger Arbeitskräfte bedacht ist, daß man nun einen tüchtigen Betriebsleiter hat, der das Unternehmen führen will. Der ganze Produktionsprozeß stellt ein fortwährendes Probieren, Versuchen und Herprobieren dar; alles geht auf den äußeren Effekt, auf schone Ware, auf trügerische Schönheit, also auf Täuschung, Schwindel und Betrug hin. Ein wirklich schönes und gutes Produkt herzustellen, das ist gar nicht die Absicht; es soll nur schön und gut aussehen, damit es teuer verkauft werden kann. Ob der Kunde, wenn er den Betrag merkt, noch einmal kommt, danach fragt niemand, aber um so bewoglicher ist die Frage dann, wenn die Aufträge ausbleiben.

Dann heißt es, die Zollpolitik der Regierung, die Lasten der Industrie an Steuern, Versicherungen der Arbeiter und Schulvorschriften seien Schuld an der Unrentabilität der Industrie.

Nun läßt sich die Zoll- und Steuerpolitik auf das Bedenken der Industrie einen nicht unwesentlichen, unter Umständen sogar unheilvollen Einfluß aus, aber von minderen Belang sind die anderen Einwände. Für eine verfeinerte Zoll- und Steuerpolitik tragen die Unternehmer zum größten Teil selbst die Schuld. Vor allem müßte aber jeder Unternehmer bestrebt sein, ein reelles gutes und schönes Produkt zu liefern. Das können wir erfreulicherweise von einem Teil der deutschen Schuhindustrie behaupten, deren Unternehmungen auch gut rentieren und in deren Betrieben die Arbeitsbedingungen besser sind als in der Mehrzahl derselben. Diese Tatsache beweist, wie richtig unsere Ansicht und wie irrig jene juristische Unternehmung ist. Es gibt eine große Zahl Unternehmer, die gar nicht daran denken, ihren Arbeitern Freude und Interesse an ihrer Arbeit beizubringen. Wenn man ein Stück Arbeit in Händen hat, von dem man in vorzueilen weiß, daß es nichts nützt, daß es schade um das Material ist, oder auch nicht, wie wird man dann noch Sorgfalt auf die Ausführung legen.

Oder wenn die Sorge um den nächsten Lebensunterhalt alles gleichgültig erscheinen läßt, da wird kaum noch

das Stück sobald als möglich aus der Hand zu bekommen, um doch wenigstens etwas zu verdienen.

Hat man aber ein gutes Stück in der Hand, so interessiert die Arbeit, man hat das Verlangen, daraus etwas Rechtes zu bringen, damit das Material nicht verdirben wird. Gerne verwendet der Arbeiter etwas mehr Sorgfalt, wenn er weiß, daß sie nicht unnütz ist, daß er seine Geschäftlichkeit nicht umsonst angewandt hat. Die Unternehmer glauben aber meistens, der Arbeiter könne, wenn er nur wolle, auch aus schlechtem Materiale ein gutes Produkt machen. Gewiß, aber das nur bis zu einem gewissen Grade und bei entsprechender Mehrbezahlung. Umsonst zu arbeiten, kann man von dem Arbeiter nicht verlangen.

Man anerkennt ja gerne: Die Hauptaufgaben der fabrikmäßigen Produktion sind hohe Leistungen bei geringen Herstellungskosten. Aber wenn dieses Ziel ohne jegliche Rücksicht auf den Arbeiter, ja gerade nur auf dessen Kosten verfolgt wird, so ist es ganz selbstverständlich, daß die Arbeiter damit nicht einverstanden sind. Es gibt doch einen besseren und sicher zum Ziele führenden Weg. Man stelle wirklich nur sachmännlich gebildete Leute an die Spitze des Betriebes und seiner Abteilungen; man verlange von den Arbeitern nicht mehr, als was für sie bezahlt ist; man erlaube den Arbeitern die Arbeit nicht unnütz durch zweifelhafte Methoden, man gebe auf gutes, entsprechend vorgearbeitetes Rohmaterial, man verwende die richtige Qualität und Quantität der Zusätze und die Verwendung kommenden Materialien; man verwende nur gute Werkzeuge und Maschinen; man behandle den Arbeiter wie einen gleichgestellten Menschen und beziehe ihn gut, so wird der Betrieb selbst und ohne Störungen funktionieren und das Unternehmen gedeihen. Dieses festes neue Rezept ist allein erfolgversprechend für den sozialen Frieden, soweit von einem solchen in der kapitalistischen Gesellschaft gesprochen werden kann. Wer aber behauptet, daß bei Befolgung dieser Radikalschritte das Produkt teurer zu stehen käme, als es verkauft werden kann, der zeigt nur, daß er davon nichts versteht. Billiger wird doch immer jene Partie Ware sein, die im ungeklärten Fortgang des Arbeitsprozesses gleich aus dem ersten Quantum Rohstoff bis zum fertigen Produkt gebracht wurde, als wenn die Hälfte davon, weil verdirben, durch frisches Rohprodukt ersetzt werden müßte. Gewiß billiger auch dann, wenn gleich von vornherein die nötige Qualität und Quantität gewonnen und den Arbeitern guter Lohn bezahlt wird. Billige und schlechte Ware ist bekanntlich die teuerste; das gilt nicht nur gegenüber den Konsumenten, sondern auch beim Erzeuger. Auch die billige und schlechte Arbeitsleistung ist die teuerste; das hat wohl schon mancher Unternehmer erfahren, aber selten einer merkt sich das.

Wie ist es heute in vielen Betrieben? Ein Fabrikant stellt dem Personal einen abenteuerlichen Kerl hin, der als Betriebsleiter die ganze Produktionsmethode umkrempeln will und dabei das Personal in den Streik regt. Ein anderer führt eine Maschine ein, die einen großen Teil der Arbeit zugrunde richtet, also die Herstellungskosten verteuert und dabei die Arbeiter um ihr Brot bringt. Ein Dritter gibt lieber habgierigen Menschen eine namhafte Prämie, daß es ihm ein Rezept zur Steigerung seiner Produktion verschafft oder Mittel erfindet, die ohne — Anwendung großer Mühen seine Konkurrenz schlägt.

So glauben diese Unternehmer vorwärts zu kommen.

Wann werden diese Leute einmal moderne Menschen? Wir glauben nicht eher, als bis die Arbeiter sie dazu machen. Der Profit macht so was das Bier nicht bloß billig, sondern auch dumm.

Das Friedensprogramm der Bolschewiki.

Lenins Reden auf dem Sowjet-Kongress. — Äußerungen der sozialistischen Presse.

Die erst jetzt eingetroffenen Petersburger Arbeiterblätter aus der ersten Zeit der bolschewistischen Erhebung geben einen Einblick auch in die Begründung des Friedensprogramms der Bolschewiki. Wichtig sind zunächst die Erläuterungen, die Lenin in der Sitzung des Kongresses der A. und G. Räte vom 8. November zum Entwurf des Friedensdekretes ab. Es führte u. a. aus:

„Die Arbeiter- und Bauernregierung, die von der Revolution am 6. und 7. November gebildet wurde und die sich auf die Seite der Arbeiter, Bauern- und Soldatendelegierten stellt, muß unerschrocken Friedensunterhandlungen einleiten. Unsere Anforderung muß sowohl an die Regierungen wie an die Völker gerichtet werden. Wir können die Regierungen nicht ignorieren, weil dadurch die Möglichkeit des Friedensschlusses hinausgezögert werden würde, und das darf eine Volksregierung nicht wagen, wir haben aber andererseits auch kein Recht, was nicht an die Völker zu wenden. Überall weichen die Regierungen und die Völker in ihren Anschauungen von einander ab und deshalb müssen wir den Völkern helfen, sich in die Fragen über Krieg und Frieden einzumischen. Wir werden natürlich mit allen Kräften unser volles Programm eines Friedens ohne Annexionen und Entschädigungen vertreten. Wir werden von diesem Programm nicht abweichen, aber wir müssen unseren Gegnern die Entgegnung aus der Hand schlagen, ihre Bedingungen seien anders geartet und deshalb habe es keinen Zweck, mit uns in Unterhandlungen zu treten. Nein, wir müssen ihnen die günstige Stellung rauben und dürfen deshalb keine ultimativen Forderungen stellen. Deshalb haben wir den Satz eingefügt, daß wir jegliche Friedensbedingungen, jegliche Vorschläge prüfen werden. Prüfen bedeutet noch nicht, daß wir sie annehmen. Wir werden sie der Konstituierenden Versammlung unterbreiten, die allem berufen sein wird, zu entscheiden, worin man nachgeben darf und worin nicht. Keine Regierung wird sagen, was sie denkt. Wir jedoch sind Gegner der Geheimdiplomatie und werden offen vor aller Welt handeln.

Andem wir einen sofortigen Waffenstillstand vorschlagen, wenden wir uns an die kassenbewußten Arbeiter jener Länder, die für die Enttarnung der proletarischen Bewegung so viel geleistet haben. Wir wenden uns an die Arbeiter Englands, die ihre Charistenbewegung gehabt, an die Arbeiter Frankreichs, die in zahlreichen Kämpfen die Kraft ihrer Klassenbewußtheit zeigen, und an die Arbeiter Deutschlands, die den Kampf gegen das Sozialistengeß der durchgehenden und mächtigen Organisationen geschaffen haben...

Die Regierungen und die Bourgeoisie werden alle Kräfte anspannen, um sich zusammenschließen und die Arbeiter- und Bauernrevolution im Blute zu erstickten. Aber die drei Kriegslahre haben die Massen genügend belehrt... Die Arbeiterbewegung wird sich durchsetzen und den Weg bahnen zum Frieden und Sozialismus.

Nachdem eine kurze Debatte stattgefunden hatte, wandte sich Lenin in seiner Schlussrede vor allem gegen die Forderung eines Delegierten, der Friedensdeklaration einen aktiven Charakter zu verleihen und sich an die Regierungen und an die Völker gefondert zu wenden.

„Wir dürfen nicht verlangen, erklärte Lenin, daß irgend eine unbedeutende Abweichung von unseren Forderungen die imperialistischen Regierungen in die Lage versetzen kann, zuzulassen, daß sie wegen unserer Unverföhmlichkeit mit uns nicht in Unterhandlungen treten könnten...“

Was würde wohl irgend ein Bauer in einem entferntesten Gouvernement sagen, wenn er wegen unserer Heimlichkeitspolitik nicht erfahren würde, was eine andere Regierung will. Er würde sagen: Genossen, weshalb habt ihr die Möglichkeit anderer Friedensvorschläge von der Hand gewiesen. Ich hätte sie erwohnen, geprüft und meinem Vertreter in der Konstituante gesagt, was zu tun sei. Ich bin bereit, auf revolutionärem Wege für gerechte Bedingungen zu kämpfen, falls die Regierungen sich mit ihnen nicht einverstanden erklären, es kann aber für einige Länder solche Bedingungen geben, daß ich bereit wäre, deren Regierungen zu sagen, daß sie selber weiter kämpfen sollen. Die volle Bewirklichung unserer Ziele ist nur nach dem Sturz der gesamten kapitalistischen Ordnung möglich. So könnte der Bauer zu uns sprechen und uns der unmöglichen Unnachgiebigkeit und Kleinlichkeit anklagen.“

Aus unserem Beruf.

Dem Hilfsdienst eingezogene Schuhmacher in Hannover können wieder zur Entlassung. Diese Mitteilung wurde kürzlich in einer Sitzung der Handwerkskammer Hannover mit Freude aufgenommen. Der Reichsanwalt hat bekanntlich sämtliche Bundesregierungen auf die Frage der Aussetzung von Ausbesserungsarbeiten an getragenen Schuhwerk hingewiesen und den Kommunalverbänden empfohlen, bei der Regelung dieser Frage insbesondere bei der Ersetzung kommunaler Ausbesserungsläger mit den Schuhmachern Hand in Hand zu gehen. Die bereits zum Hilfsdienst eingezogenen Schuhmacher sollen wieder zur Entlassung kommen und neue Einstellungen von Schuhmachern nicht mehr erfolgen. In enger Verbindung mit dieser Frage steht die kürzlich von der Leitung der Reichsanwalt in Hannover getroffene Entscheidung, auf die Erfolgebestellungen abzugeben. Diese Erfolge sind im Grunde und haben schon jetzt gezeigt, daß sie unbedingt notwendig sind, wenn das vorhandene Erzeugnismaterial satzgemäß verarbeitet werden soll.

Die mit 12 Millionen Mark Aktienkapital arbeitende Adler & Oppenheim A.-G. hat für das letzte Jahr 1918 468,81 Mt. gleich 20 Prozent Reingewinn herausgebracht. Zugleich Vortrag haben 4,88 Millionen Mark zur Verfügung. Vor Festsetzung des Dividendenplans waren Beträge für laufende Steuern und eine „Sonderablage“ abgesetzt worden. Erdbarm betrug der Bruttogewinn noch 6,88 Millionen Mark; also mehr als die Hälfte des Grundkapitals. Auf Grundbesitz und Gebäude

wurden bisher 5 557 248,26 Mt. abgeschrieben; also fast die Hälfte des Aktienkapitals. Dieser Posten steht nun noch mit nur 1 Million Mark zu Buche, alle anderen Posten sind bis auf 1 Million abgeschrieben. Die Gesamtschulden belaufen sich trotzdem auf 47,87 Millionen Mark, darunter allein an Waren, Ausleihungen und Wertpapieren über 40 Millionen Mark. Außer dem Grundkapital belaufen sich die wirklichen Verpflichtungen demgegenüber nur auf rund 25 Millionen Mark. Das Grundkapital könnte demnach fast zweimal zurückgezahlt werden und man hätte die Anlagen vollständig frei dastehen. Für das letzte Jahr werden 20 Prozent Dividende verteilt und an Vergütungen 700 000 Mt. gezahlt. Die Verabschiedung können vertrauensvoll in die Zukunft schauen, für sie ist gut vorgesorgt.

Streckende Schiedsgerichte. Bei der Kontrolle der Schuhwarenpreise im Schuhhandel hat sich vielfach ergeben, daß die Preise ganz ungewöhnlich hoch waren, wobei zwar die Händler nur vorchriftsmäßige Gewinnzuschläge machte, aber der Einkaufspreis ausfallend hoch war, also offenbar ein von den Beteiligten obgenachtes Schwindelmanöver vorlag. Die Gewahrtkommission wandte sich daher an die Schiedsgerichte zur Nachprüfung der Preise der Schuhfabrikanten, aber eine größere Anzahl dieser Gerichte streiften, indem sie erklärten, die Gewahrtkommission sei zu solchen Anträgen nicht berechtigt. Der Reichsanwalt hat an die Einzelregierungen einen Erlaß gerichtet, nach dem die Gewahrtkommission

Erklärung der Lehre Babeuf's.

In Paris als Plakat angeschlagen am 21. u. 22. Germinal des Jahres IV der großen französischen Revolution (10. und 11. April 1796).

Die Natur hat allen Menschen ein gleiches Recht auf den Genuß aller Güter gegeben.

Der Zweck der Gesellschaft ist es, diese Gleichheit, die im rohen Naturzustande oft durch die Statten und Schwachen gefährdet wird, zu verteidigen und durch tätige Mitwirkung aller die gemeinsamen Lebensgenüsse zu vernehren.

Die Natur hat jedem die Pflicht zur Arbeit auferlegt; keiner hat sich ohne Verdrehen je dieser Pflicht entziehen können.

Die Arbeiten und die Genüsse müssen für alle gemeinsam sein.

Es ist Unterdrückung, wenn der eine bis zur Erschöpfung arbeitet und an allem Mangel leidet, während der andere, ohne zu arbeiten, im Ueberflusse schwelgt.

Keiner kann sich ohne Verdrehen die Produkte der Erde oder der Industrie ausschließlich aneignen.

In einer wahrhaften Gesellschaft darf es weder Reiche noch Arme geben.

Die Reichen, welche nicht zugunsten der Verdienenden auf ihren Ueberfluß verzichten wollen, sind die Feinde des Volkes.

Keiner darf durch Anhäufung aller Mittel einen anderen außer Stand setzen, den zu seinem Wohl nötigen Unterricht zu erlangen. Der Unterricht muß gemeinsam sein.

Der Zweck der Revolution ist die Befestigung der Gleichheit und die Wiederherstellung des allgemeinen Wohlstandes.

Die Revolution ist noch nicht vollendet, weil die Reichen alle Güter an sich raffen und ausschließlich besitzen, während die Armen als wahre Sklaven arbeiten, im Elend dahinsinken und im Staate nichts gelten.

Die Verfassung von 1793 ist das wahrhaft gültige Gesetz der Franzosen.

mission zu ihrem Vorgehen berechtigt und die Schiedsgerichte zu der von ihnen verlangten Tätigkeit verpflichtet sind. Die Gewinnmache und Solidarität der kapitalistischen Herrschaft, die sogar zur Rechtsverweigerung, zum Streik sich verweigert.

Bedenkliche Erscheinungen.

Von dem Hintergrunde der kleinen und großen Tagesmeldungen der Lohnverhältnisse, Warenpreise, Geschäftsabläufe und was alles dazu gehört, geben sich folgende allgemeine Erscheinungen ab: Die nominellen Löhne der Arbeiter sind mehr oder minder stark gefallen. Viel kräftiger wurden die Warenpreise erhöht, der Anteil des Kapitals am Arbeitsvertrag ist wachsend, die soziale Lage der Arbeiter hat sich verschlechtert. Und die an dieser Gestaltung der Verhältnisse interessierten Gruppen haben die Preise noch fortgesetzt weiter in der gleichen Richtung zu beeinflussen.

Es vergeht kaum ein Tag, daß z. B. die agrarische Deutsche Tageszeitung nicht für die Erhöhung der Preise landwirtschaftlicher Erzeugnisse eintritt. Sie wirkt eifrig für die Steigerung der Milch- und Butterpreise; sie fand auch, daß der Anreiz zu schnellem Abbletern von Herbstgemüse durch Gewährung von Ertragszuschüssen gefördert werden könne. Selbstverständlich sind bei ihr alle Fortsetzungen der Landwirte in den unheimlich gestiegenen Löhnen begründet. In seiner Nummer 446 behauptet das Blatt unbestimmt um die Tatsache:

... Daß die gegenwärtige Erzeugung in Deutschland in erster Linie eine Folge der Erziehung der Löhne ist.

die bei den Munitionsarbeitern begann, darüber kann kein Zweifel mehr bestehen...“

Damit behauptet das agrarische Blatt, das selber einen sehr großen Einfluß ausübt, etwas nachweislich mit den Tatsachen (sogar im Widerspruch Stiebendes. Bereits im Herbst 1914 schnellten die Preise beinahe aller landwirtschaftlichen Erzeugnisse stark in die Höhe. Damals schon haben sich einige Generalkommandos veranlaßt, gegen die unverschämte sich hervorwagende Wucherer durch die Anordnung von Höchstpreisen einzuschreiten. Und zu den Ergebnissen, deren Preise am meisten hinaufgeschraubt wurden, gehörten Hafer, Gerste und sonstige Futtermittel, die vorwiegend von Großgrundbesitzern auf den Markt gebracht worden. Unbefreitbar ist, daß gerade diese Preistreibereien den Hauptstoß gegeben haben für die maßlose Verteuerung einer Reihe anderer landwirtschaftlicher Erzeugnisse, z. B. Weiz, Getreid, Butter, Milch, Käse, Eier usw.

Daß nicht Lohnsteigerungen die Preiserhöhungen rechtfertigen können, das ergibt sich einwandfrei aus den vorliegenden Lohnstatistiken. Nach Ausbruch des Krieges gingen die Löhne allgemein und vielfach sehr erheblich zurück. Auch in der Rüstungsindustrie. Das beweisen die Ergebnisse der Unfallberufsgenossenschaften. Mit den durch die Kriegsergebnisse der Berufsgenossenschaften amtlich erhobenen Löhnen hat sich das Blatt für fortgesetzte Preistreiberei und Hegelei gegen die Arbeiter abgefunden.

Es wäre auch sehr interessant, wenn die Deutsche Tageszeitung einmal auseinanderlegen wollte, inwiefern die „hohen Löhne“ es verschuldet haben, daß der Preis für die Getreidrüben auf das Doppelte gesteigert werden mußte, die Linter für Honig, der früher 1 Mt. das Pfund kostete, nun 5 Mt. und mehr verlangt, Obst, Holz und manche andere Sachen, bei deren Erzeugung die Löhne überhaupt eine nur verschwindend kleine Rolle spielen, um das Vielfache gegen früher verteuert worden ist, weiter, wieviel trotz der hohen Löhne die Landleute jetzt im Gede schwimmen und Schätze sammeln, während die Arbeiter meist sich nicht einmal halbwegs ordentlich satt essen können?

Die Verteuerung der Warenpreise ist für alle Arbeiter gleich. Die Wirkung jedoch verschieden, denn die Entlohnung der Löhne hat die früher schon bestehende soziale Schichtung innerhalb der Arbeiterchaft sehr zum Nachteil der Schichtentlohnten weiter erheblich verschärft. Daher muß die Gestaltung der Löhne, von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, noch als ganz besonders nachteilig für die Arbeiterchaft betrachtet werden.

Wie die Rechnungsergebnisse der Unfallberufsgenossenschaften einwandfrei darlegen, ist der Tagesberufsgenossendienst der in den acht Eisen- und Stahlberufsgenossenschaften versicherten Personen (über 1,3 Millionen) von 1913 auf 1918 nur um 23 Prozent gestiegen. Nun haben viele Arbeiter höherer Steigerungen ihrer Einkommen zu verzeichnen, dafür bleiben sie bei den anderen oder hinter dem Durchschnitt zurück. Daraus ergibt sich, daß sogar innerhalb der ziemlich einheitlichen Schicht von Arbeitern starke soziale Unterschiede bestehen. Noch größer sind die Unterschiede, wenn man die Gesamtheit der Arbeiter erfährt. In den nicht eigentlichen Rüstungsindustrien ist die Lohnsteigerung noch geringer als 23 v. H. im Durchschnitt. Und es sind im allgemeinen die schon früher weniger gut entlohnten Arbeitergruppen, deren Löhne nun weniger kräftig gesteigert worden sind, als die der Arbeiter in der Rüstungsindustrie. Die früher schon vorhandene soziale Schichtung hat sich durch die Entwicklung während der Kriegszeit also noch weiter zugunsten der Schichtentlohnten verschärft.

In der Ermelung der sozialen Unterschiede innerhalb der Arbeiterchaft liegt die Gefahr einer Schwächung des Solidaritätsgefühls und damit der Wirklichkeit der Arbeiterchaft gegen das Kapital. Wenn die Unternehmer einen Teil der Arbeiter, den, dessen Tätigkeiten für den Betrieb am wichtigsten ist, wirtschaftlich begünstigen, diesen Teil möglichst zufrieden halten, dann üben sie dadurch auf den übrigen Teil einen starken Druck aus, machen ihn als soziale Gruppe schwach. Die Unternehmer können sich so für die höheren Löhne, die der begünstigte Teil erhält, durch einen Druck reichlich entschädigen. Die wirtschaftlichen Interessen der einen Gruppe von Arbeitern werden ausnahmslos gegen die der andern Gruppe. Das Kapital führt den Kampf gegen die Gesamtarbeiterchaft, indem es sich der mittelbaren Unterstützung einer Oberschicht gegen die große Unterschicht verschreibt. Und es darf nicht beweiselt werden, daß unter den Arbeitern die durch den Krieg stark geförderte Leitung der Arbeiterchaft, in eine untere und eine obere Schicht ganz bemüht zu ihrem Vorteil auszunutzen werden.

Schon früher war in der Unternehmerpresse auf den Vorteil einer sozialen Unterschieblichkeit innerhalb der Arbeiterchaft hingewiesen worden. In der Arbeiterzeitung (Nr. 82) wird ausgeführt, daß nach dem Kriege die Lohnfrage erheblich ermäßigt werden müßte. Das Ziel soll erreicht werden, indem man die ganze Betriebsweise hätte auf die maschinelle Erzeugung einstellt; und Frauenarbeit durch ungelernete männliche und weibliche Arbeiterkräfte ersetzt. Daß die ungelerneten Kräfte niedrig entlohnt werden sollen, braucht nicht besonders betont zu werden. Und man muß damit rechnen, daß durch solche Entwicklung innerhalb der politisch und wirtschaftsrechtlich zum großen Teil noch ziemlich unabhängigen Arbeiterchaft Unterfertigungsgewinne hineingetragen werden, das um so weniger, als ja auch noch andere trennende Kräfte gesellschaftlich genährt und gefördert werden.

Das ist die allgemeine Forderung, die man aus der gegebenen Entwicklung zu ziehen hat. Man lie beneht sich zu bewahren, was die Arbeiterchaft bisher hervorgebracht hat, und nicht

berüber kann
das selber einen
weilich mit den
Bereits im
ge aller landwirts
Damals schon so
st, gegen die un
durch die Anord
nd zu den Ergeb
raubt wurden, ge
mittel, die soviel
wird gebracht we
Preisstreiberlein
maßlose Verteil
der Ereignis
Eier usw.
Verhältnissen red
rte aus den von
des Krieges gün
er erheblich zun
fassen die Ergebni
n durch die Reg
en amtlich erha
gelegte Preisst
aufwachen.
die Deutsche La
de, inwiefern die
der Preis für We
werden mußte, die
Bund kostete, nun
nd manche andere
berhaupt eine nur
os Mißfolge gegen
n trotz der hohen
nnen und Schäden
nicht einmal halb
für alle Arbeiter
den die Entwid
bestandene soziale
sehr zum Nachteil
verschärfte. Daher
Wichtigste Punkt
lita für die Arbeit
fallberufsgenossen
durchschnitt von
berufsgenossen (St
tionen) von 1910
Run haben die
er Einkommen von
anderen aber hin
st, daß sogar in
st von Arbeiter
ch größer sind als
er Arbeiter erho
rien ist die Lohn
Durchschnitt. Un
weniger gut entloh
weniger kräftig ge
r in der Rüstungs
laxiale Beschäfti
rend der Kriegsj
schichtloshalten ver

andere Folgen hingewiesen werden. Es wäre falsch, zu glauben, nur die auf den sozialen Stufen unterliegenden Arbeiter würden durch die unbillige Gestaltung der Arbeitsverhältnisse geschädigt. Mit der Benachteiligung eines Teiles der Arbeiterschaft ist unmittelbar auch eine Schädigung der Gesamtheit verbunden; es ist unmöglich, sich innerhalb kapitalistischen Wirtschaftsordnung solcher Beschädigung zu entziehen. Die Steigerung der Warenpreise richtete sich nicht etwa nach den Einkommenssteigerungen, die an der Oberfläche ertönt werden.
Die Veränderung in dem Verhältnis der Löhne zu den Warenpreisen — eine Veränderung zum Nachteil der Verbraucher — wird bestimmt in den Friedenszustand mit hinzugenommen. Daraus ergibt sich allgemein eine Verschlechterung der sozialen Lage der Arbeiterschaft. Nach dem Siege wird die Verschlechterung noch an Schärfe gewinnen, wenn es ist mit Sicherheit auf ein Herabdrücken der Löhne rechnen, in einem Maße, an die Löhne der Warenpreise nicht heranreicht. Nun können die verhältnismäßig entlohnten Arbeiter denken, sie würden durch die Entlohnung weniger betroffen als die schlecht und sehr schlecht entlohnten Gruppen. Das ist an sich ja auch richtig, und die Unternehmer werden nicht ermannt, durch besondere Verzögerung kleiner Schichten von Arbeitern die Interessengleichheit zu vergrößern, um die bevorzugte Gruppe zufrieden zu halten, damit die anderen Arbeiter artig sein müssen. Wenn auch ungewollt, aber werden die Bevorzugten in Wertzeug gegen ihre eigenen Klassengenossen und sie schädigen sich auch selbst.
Je stärker und offenkundiger die sozialen Unterschiede auszuweisen, um so lebendiger wird bei den Gruppen der niedriger entlohnten Arbeiter das Bestreben, in die beginnende Schicht hinaufzusteigen. Die technischen Voraussetzungen dazu sind in der weiter ausgebauten Mechanisierung der ganzen Arbeitsverfahren gegeben. Jeder halbwegs intelligente Arbeiter kann sich bald die erforderlichen Fähigkeiten zum Bedienen der Arbeitsmaschinen aneignen. Nur die ganz schwerfälligen kommen da nicht mit. Sicher ist, daß der Unternehmer stets eine größere Schaar von Arbeitsschichten zur Verfügung hat, die ihm ganz nach jeder Richtung Willen sein werden, wenn sie dafür in der höher entlohnende Schicht aufsteigen können. Die Obertendenzen müssen dann ebenfalls sich bücken und beugen, wollen sie nicht durch die anstehenden verdrängt werden.
So hat der Unternehmer alle Arbeiter am Hals. Er muß nur dafür sorgen, daß ziemlich erhebliche Unterschiede in den Löhnen die Interessengleichheit innerhalb der Arbeiterschaft stark und lebendig erhalten. Immerhin schließt ihn die bereitstehende Gruppe herer, die in die obere Schicht einsteigen möchte, vor der Zangsage, die Löhne der beginnenden Gruppe allzuhaft zu nauslegen zu müssen. Die Preise der Waren behalten jedoch die Tendenz, sich den höchsten Löhnen anzupassen, oder gar stärker zu steigen als diese.
Durch diese Gestaltung wird die soziale Schichtung innerhalb der Arbeiterschaft noch einschneller und empfindlicher. Damit ermdacht eine nicht gering einschneidende Gefahr. Der Wirtschaftskampf der Arbeiterschaft findet ein Ausweis von erheblicher Kraft, und es werden nur sehr wenige Arbeiter sein, die durch diese Entlohnung nicht überhaupst getroffen werden. Die höheren Löhne der besten Schicht haben zur Voraussetzung eine ganz au

herberdenkliche Anspannung der Arbeitskraft. Dem Einforderung werden die meisten Arbeiter nur verhältnismäßig kurze Zeit gewachsen sein; ist die Periode ihrer Höchstleistung vorbei, stößt sie das Kapital wieder in die tieferliegende soziale Schicht zurück und dann haben sie die Ungunst der geschwächerten Entlohnung mit voller Wucht zu spüren.
Schon jetzt muß die Arbeiterschaft rufen, um den kommenden Ereignissen gegenüber nicht vollständig wehrlos zu sein. Das Rufen hat nach zwei Richtungen zu erfolgen: in der Pflege des Solidaritätsgebantes, durch Aufklärung und Belehrung, sowie in der Stärkung der Organisation, damit diese in der Lage ist, bei jeder Veränderung auf dem Arbeitsmarkte die Interessen der Gesamtarbeiterschaft kräftig wahrzunehmen zu können. Eine numerisch starke Organisation jedoch wird einflusslos bleiben, nichts erringen, lediglich Unterlegenheitsbeziehung sein, die den Kampfswillen schwächt. Die erste Voraussetzung von Erfolgen ist eben der bewußt gepflegte und gestärkte Geist der Solidarität, herausgewachsen aus dem Erkennen der unüberbrückbaren Klassengegenstände. Unterliegt es die Arbeiterschaft, die notwendigen Abwehrmaßnahmen zu treffen, dann geht sie schweren Schicksalen und Schäden entgegen.

Spiegel der Gewerkschaftspresse.

In einem Artikel „Eine sparsame Wirtschaftsführung“ schreibt die
„Bäder- und Konbitorenztg.“ (Nr. 40) u. a.:
„Zunächst werden wir in unserm häuslichen Leben sparen müssen, ob wir es wollen oder nicht. Die Zeiten, in denen wir aus dem Vollen schöpfen und uns manchen Luxus erlauben durften, sind einzuweilen und bis auf weiteres darüber. Wir werden noch auf Jahre hinaus mit einer Knappheit an Lebensmitteln zu rechnen haben. Daneben werden die hohen Lebensmittelpreise bestehen bleiben. Dies Verhältnis zwischen den Einnahmen und den Kosten des Lebensunterhaltes wird die weitaus größte Zahl der Familien zwingen, auf manches zu verzichten, was man früher als ein notwendiges Bedürfnis ansah. Den Hausfrauen der Unter- und Mittelschichten wird die schwere Aufgabe zu fallen, ihren Haushalt hauswirtschaftlich einzurichten, damit sie mit ihrem Hausbudget auskommen. Eine sparsame Wirtschaftsführung, die das Vorhandene zusammenhält und jede Verschwendung vermeidet, ist die höchste und vornehmste Pflicht einer tüchtigen Hausfrau. Jeder besteht die Wahrscheinlichkeit, daß die Angehörigen jener Schichten, die aus dem Krieges Vorteil gezogen haben, nach wie vor Luxus treiben und ein üppiges Leben führen werden. Sie bedenken dabei gar nicht, daß sie dadurch ein schlechtes Beispiel geben und überall Erbitterung schaffen; sie sind sich auch kaum des Schadens bewußt, der ein solches Gebahren unserer Volkswirtschaft bringen muß...“
Das steht sich beinahe wie eine Sonntagsmittagspredigt. Da findet doch logar der
„Korrespondent für Deutschlands Buchdrucker“ andere Lina. Da wird in einem Artikel (Nr. 140) ausgeführt:
„... Das Kapital wird die entstandenen Lasten und Schulden auf die Schultern der Arbeit abwälzen wollen, die

schon jetzt zwei Tage der Woche für die Verzinsung des Schulden wirken muß. Gegen eine weitere Einspannung in diese Fron hat sich die Arbeit zu wehren. Die entstehenden und unaußereiblichen Kämpfe werden ernst, harten Charakter tragen, deshalb müssen die Arbeitsethmer in Handel, Industrie und Gewerbe gute Bundesgenossen suchen und finden: „Proletariat aller Länder vereinigt euch!“...“
Ein Verbandsmitglied aus dem Felde beschäftigt sich im „Proletarier“ (Nr. 40) mit den Aufgaben des bevorstehenden Verbandstages und bemerkt da u. a.:
„Kein Mensch wird glauben, daß gleich nach dem Kriege eine gute Wirtschaftslage eintritt. Krisen bringen Mitgliederverluste, hauptsächlich nach einer solchen Kriegszeit, in der fast alle Verbindung mit der Organisation gelöst ist. Wie weit kann die Verbandstätigkeit Geber zur Verfügung stellen, um in der Übergangszeit durchzuhalten? Jetzt schon muß mit allen Mitteln auf Regierung und Gemeinbewegungen auch von Seiten der Gewerkschaften dahin gearbeitet werden, daß denen, die aus dem Felde zurückkommen und in Not stehen, mit staatlichen Mitteln über die größte Not hinweggeholfen wird. Hier kann der Verbandstag ein gut Stück Arbeit leisten, die uns dann allen zugute kommen wird...“
Die Selbstgrauen sollen agitieren, fordert eine Stimme aus dem Felde in der
„Nachbegerzeitung“ (Nr. 40). Sie ist es als vornehmend:
„... Ich meine, wenn jetzt die Augen noch nicht offen sind, dem bleiben sie für immer geschlossen. Was fehlt man hier? Es ist Pflicht eines jeden organisierten Kollegen, aufklärend zu wirken. Unsere selbstgrauen Kollegen haben dazu die beste Gelegenheit, mehr es auf Posten sein oder im Unterstand, beim Staupieren, in Reserve oder im Trommelfeuer, überall gibt es Gelegenheiten, die Einnahmen und Genuß aufzuräumen, sie an ihre Pflichten zu mahnen, sie vor allem auf die Gefahren aufmerksam zu machen, die uns nach dem Kriege drohen, ihnen zu sagen, daß nur eine gute und kraftvolle Organisation imstande ist, den Kampf siegreich zu führen. Ich bin der Überzeugung, wenn jetzt schon mit dieser Sache gründlich angefangen wird, können wir vertrauensvoll in die Zukunft blicken.“
Wir im Felde können zwar keine sofort zahlenden Mitglieder werben; wenn aber die Vorarbeiten erledigt sind und für die nötige Aufklärung gesorgt ist, werden sie den Weg zur Organisation schon von selbst finden.“
Für das Frauenwahlrecht tritt die
„Tabakarbeiterzeitung“ (Nr. 40) in einem Artikel zur preußischen Wahlrechtsfrage ein. Sie schreibt dazu:
„Wünschenswert ist in der Vorlage die Gewährung des Wahlrechts an die Frauen. Man wird sagen, auch das Reichstagswahlrecht schließt die Frauen von der Wahl aus, man könne ihnen schon deshalb nicht das Wahlrecht in einem Bundesstaate gewähren. Und wer weiß, was noch für andere jähselbstige Gründe für die Beibehaltung der Enkretung der Frauen angeführt werden. Aber man hat erkens während des Krieges besonders die arbeitenden Frauen in ihrer wirtschaftlichen Heranziehung auf die gleiche pflichterfüllende Stufe mit den Männern gestellt. Das rechtfertigt also die Ausschließung der Frauen von dem Reich

Die Butterstiefel.

Von Th. Thomas (Frankfurt a. M.)

Wer die gelben Schuhe von Stanislaus Krüger bewundert, schüttelt den Kopf. Auf den ersten Blick bemerke man sie überhaupt nicht, denn sie waren schon seit Tagen im Regal an Creme nicht mehr gereinigt. So wußte niemand recht, wo der Fußstiel aufhört und die Schuhe ansetzen. Hatte sich aber das Auge erst an die Dimittirung gewöhnt, dann zog sich der Mund ganz leicht breit und brelte, bis er hell aufleucht. Die Schuhe waren nämlich nur aus zwei farbige Lederstücke. Krüger mußte recht gut seine Trittschne aufziehen; er wehrte sich vergeblich gegen ihr Ende, aber vergeblich. Zu einem Paar neuen Lohes es mit seinen 175 Mk. Monatslohn nicht langen. Wie wird man bei fünf hungerigen Schwämmeln, die er zu Hause hatte, begreiflich finden. So verarbeitet er alte Photographien, Photographiealben, auch einen Stizhut; welchem ließ sich mit mathematischer Sicherheit ausrechnen, wann diese Schutzergüsse nur noch Kohlenäcker abgeben können.
In diesem Zustand der Aufzählung, besonders unter der Bemerkung der Noemernisse, endlich er sich endlich, ein Paar neue zu erwerben. Mit einem Bezugsschein aus dem Laden, zog er los. Als Stanislaus in das erste größere Geschäft eintrat, wunderte er sich nicht wenig über die schimpfliche Art der Verkäuferinnen. Wie einen franten Späßchen ließen sie ihn umher. Er hörte ganz deutlich, wie hinter ihm diese eine sagte: „Was will denn der mit seine beide Schuhe?“
Run war es ja richtig, er trug die Nummer 46; es kann nicht bestritten werden, daß er recht unvorschriftsmäßig die Stiefelchen besaß; aber du lieber Gott, wer hat denn der noch gemacht?
Ja, „Hübe“, Stanislaus. Heute ist das andere. Undlich erbarnte sich seiner eine hübsche, nette Verführung. Beiseiben mit einem entscheidenden Blick auf seinen Fuß, trug er seinen Wunsch vor und zeigte seinen Begehren.
„Solche Nummern haben wir nicht, Sie werden gar nicht mehr angetroffen.“ sagte die brave Verkäuferin.

„Ja, aber“, wachte er zu erwidern, „wir wollen doch gemillert haben auch gehen!“
Sie zwinkerte nur mit den Augen. „Sind Sie von auswärts?“ fragte sie ihn. Er nermelte. Da wurde sie merklich fällter und erklärte rund heraus, solche Größen hätten sie nicht mehr; es hätte gar keinen Zweck, zu suchen. Streng und vorwurfsvoll sah sie dabei auf seine unbilligen Füße. Drehte sich kurz um und sagte: „Auf Wiedersehen!“
Er ging. Nicht weit vom Markt fand Krüger ein anderes Geschäft: Zentralwarenwaren. Orthopädische Fußbesteckung, auch für vertrappte Füße.“ Dorthin wandte er seine Schritte.
Ein nettes, junges Mädchen mit einem Wuschelkopf wie eine rote Kriss-Buppe empfing ihn lieb und freundlich. Er wurde beinohde in einen Stuhl hineingeschoben. Seine Stiefelchen kauften ordentlich vor Vergnügen. Hier war er ganz Kunde.
Bedient wurde er dann von der Rabome selber. Er fand hier — o großes Glück! — tatsächlich ein Paar Nr. 46 in gebührender Breite.
„Rostenpunkt?“ rief der Herrschuhbe vergnügt.
„Fünf Pfund Butter“, antwortete die alte Dame.
Er wäre bald auf den Rücken gefallen. „Woher soll ich denn fünf Pfund Butter nehmen?“ fragte er.
Statt aller Antwort zog sie nur den Rücken hoch, so daß man den Kopf kaum bis zu seinen Füßen sah, „das ist Ihre Sache.“
Ich gebe Ihnen dreißig Mark“, sagte Stanislaus; „verschaffen Sie sich Ihre Butter selber.“
„Und wenn Sie mir das Doppelte geben, Geld hat für mich gar keinen Zweck. Sehen Sie“, sagte die Händlerin, „früher hat dieses Paar dreißig Mark und fünfzig Pfennig gekostet. Dafür bekam ich fünf Pfund Butter. Heute erlange ich von Ihnen nur drei, so doch alles teurer geworden ist. Au, wie sehr ich das!“
Der Käufer war über dieses Rechenzettel so verduht, daß er zunächst nach Luft schnappen mußte. Die Rechnung bekam er nicht raus, daß er würde sein Gebührendes nicht aus. Er wachte nur, er brauchte diese Schuhe Nr. 46 und hatte keine Butter. Schließlich sagte er einem herrlichen Schuhmacher:

„Haben Sie mir dieses Papier auf, ich komme und hole sie mir am Montag in der Früh.“
Schweißkriessend kam er zu Hause an. „Du mußt morgen aufs Land und Butter einkaufen, fünf Pfund“ rief er seiner Frau entgegen.
„Ich glaube, du hast den Großwahnwitz“ erstickte sie ihn an. „Wo soll ich denn fünf Pfund Butter hernehmen?“
Run erzählte er ihr den Handel. Das Ende von Dede war, daß Rothilde Krüger am Sonntag vor dem ersten Fahnenzug schon in der vierten Klasse saß und hinaus in die Ferne fuhr.
Die Bauern verlangen für den Pfund Butter nicht die zehn Mark. Sie wehrte sich wie eine Wölfin gegen diese Forderung, ermete aber nur Schimpfereten.
Früher bekam man in der Stadt ein Paar Stiefel für zehn, heute verlangen sie fünfzig Mark und noch mehr. Da wolle ich über die Butter kämpfen, wo ein Pfund Wagnschuh nicht drei kostet?“
Also kaufte sie jedes Pfund für fünfundsünfzig Mark und fünfzig Pfennig, mit Zusätzen rund sechs Mark.
Am nächsten Tage erhielt die Schuhwarenhandlerin ihre Butter im Werte von fünfzig Mark, Stanislaus die Schuhe, die im Frieden dreißig Mark fünfzig Pfennig gekostet haben.
Selbst er in den neuen Buttergondeln umhergeht, ist er heftig geworden. Er rechnet und rechnet und kann doch die Differenz nicht herausbekommen zwischen Stiefeln, Butter, einhundertfünfundsiebzig Mark! Monatslohn und Wagnschuh. Irrend etwas ist in diesem Zahlenpiel nicht klar, so der halten sich, weiß er aber nicht.
Nachts hat seine Frau schon wiederholt Stanislaus stöhnen hören; sie behauptet auch, er habe von Butter geträumt.
Angst ist ihm auch vor den nächsten W. Schuhen. Er hat Angst, daß er dann mit fünf Pfund Butter nicht mehr angekommen. Seit diesem Handel ist auch er, der früher das Rabienbeden von Longway haben wollte, für höchsten Verstandigungsstieben. Und das alles wegen des fünf Pfund Butter.

ten der Männer! Zweitens aber hat man mit dem Ber- sprechen der „Neuorientierung“ auch bei den Frauen die Hoffnung genährt, daß sie aus ihrem Zustande der Rechtslosigkeit herausgehoben werden sollen. Um so schwerer muß nun die Enttäuschung sein, wenn sie aus der preußischen Wahlrechtsvorlage erleben, von wem? Kleinlichem Geiste die sogenannte Neuorientierung ausgeht. Der Geist der Vorordnung spürt trotz aller Kriegserfahrungen noch immer in den herrschenden Kreisen. Das ist der erste Gedanke, der damit in die Frauenkreise gesenkt wird.

Niemlich hoffnungslos in bezug auf das Kriegsende äußert sich der

„Zimmerer“ (Nr. 49). Er meint: „Wir müssen abwarten, wie Amerika sich entscheidet. Greift es kräftig mit ein — einige hunderttausend Mann werden dazu allerdings nicht ausreichen — so müssen wir uns auf einen fünften Kriegswinter im Westen gefaßt machen. Greift es nicht ein, so geht das Menschenschicksal auch im Westen seinem nahen Ende entgegen.“

Der Verbandsvorstand des „Zimmerer“ hat beschlossen, in diesem Jahre Familienunterstützung (als Weihnachtsgabe zu zahlen, und zwar in der Höhe von 8, 9 und 10 Mark.

Unter der Überschrift „Für den Fortschritt“ schreibt die

„Halbarbeiter-Zeitung“ (Nr. 49) in einem längeren Aufsatz:

„Die schwierigste Aufgabe für die vorwärtsstrebenden Führer ist es, die Massen für ihre Gedanken empfänglich zu machen. Die Masse ist im Grunde konfessionell, das heißt, sie liebt es, an dem Bestehenden und Angewohnten festzuhalten. Alles Neue wird zunächst mit Misstrauen betrachtet. Es ist ja bisher alles so gut gegangen, warum sollen wir das Beweigene, Herkömmliche ändern? Das bringt nur Unbequemlichkeiten mit sich. Man muß das Neue, das als das Bessere, als ein Fortschritt empfohlen wird, selbst durchdenken und prüfen. Dabei ergibt sich die Notwendigkeit, mit unbekannten Größen zu rechnen. Sind die angeführten Erwägungen richtig, wird all das, was wir erwarten, auch wirklich eintreten? Gde wer uns für etwas Ungeheimes einsetzt, das uns in der Zukunft winkt, wollen wir doch lieber das bewährte Alte erhalten. Das sind die konfessionellen Gedankengänge, und wer sich selbst aufmerksam prüft, wird finden, daß ihm noch recht viel davon anhängt. Auch viele, die sich selbst als Vertreter eines radikalsten Fortschritts halten, sind im Grunde hies verurteilt, sind selbst kaum bewußt, doch recht konervative Spielbürger.“

So hätte man es allerdings auch schon aus der bürgerlichen Presse — gegen Überwertigkeiten und Vortriebe Konjunktio im politischen Sinne, ist die Masse an sich nicht; sie kann träge, unwillend, leicht verführbar sein. So weit sie politisch denkt, ist bei ihr die Gefahr des „Konfessionarismus“ im allgemeinen gering. In stärkerem Grade besteht sie jedoch für die sich sozial aus der Masse heraushebenden Gruppen. Man hat Beweise und Tatsachen vor Augen.

In einem auffälligen Gegenlag zu den oben angeführten Auslassungen im „Korrespondenten für Deutschlands Buchdrucker“ steht folgendes Urteil in der

„Metallarbeiter-Zeitung“ (Nr. 49):

„Über die Formen des Klassenkampfes ändern sich, sie werden mildere; mit der Stärke der sich gegenüberstehenden Organisationen gelangen bestimmte Regeln in Anwendung. Die aufstrebende Kultur und die wachsende Einsicht in die wirtschaftlichen Zusammenhänge wandeln das Vorgehen. Die Maßstäbe der einwirkenden Kräfte erhöhen die Gefahr und damit die Verantwortung der Führer. Der Mangel an Organisation oder das Vorhandensein nur kleiner, ohnmächtiger Gebilde fördert den Radikalismus und treibt zu Vergeßlichkeiten. Als in England bei Aufkommen des kapitalistischen Zeitalters die alten Organisationen der Gilden zerstört oder doch bedeutungslos geworden waren, als die Gebundenheit der Arbeit durch die „Freiheit des Individuums“ abgelöst war, fand sich das proletarische Arbeitervolk der Städte machtlos der Ausbeutungslust der Kapitalisten ausgeliefert, und es ging hin und zerstückelt in keiner Vergeßlichkeit die Maschinen und zündeten die Fabriken an.“

Wer sich darauf verlassen wollte, daß der Klassenkampf mildere Formen annehmen werde, dürfte doch arg enttäuscht werden. Wir sind der Ansicht, die Arbeiterklasse erlebt das Gegenteil von dem, was die „M.-L.-Ztg.“ in Aussicht stellt.

tätigung wird das Kapital kaum die immerhin mit manchen Risiken verbundene Anlage in industriellen Unternehmungen suchen.“ Auf wessen Kosten diese Herren ihre gewinnbringende Betätigung ausüben wollen, das ging aus den weiteren Ausführungen hervor: „Mit Rücksicht auf den zu erwartenden Arbeitermangel und die notwendige Produktions-erhöhung wird es notwendig sein, Maßnahmen zu treffen, die zur Verminderung der Auswanderung führen. Des weiteren wird es notwendig sein, Absichten, die direkt oder indirekt auf eine Verringerung der Arbeitszeit abzielen, entschieden entgegenzutreten.“

Aber die überlange Arbeitszeit des gesunden Arbeiters genügt den Ausbeutern noch nicht, auch dem kranken Arbeiter soll es erschwerer werden, durch Arbeitsruhe den Schaden, den ihm die Arbeitsruhe zugefügt, zu heilen. Darum lausen sie Sturm gegen eine bestehende sozialpolitische Ertrags-erhöhung der Kriegszeit, den § 1—54 b der Lohnliste zum Allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuch. Dieser Paragraph, der dem Hilfsarbeiter im Falle der schuldlosen Erkrankung oder eines unersichteten Unfalls ein Entgelt im Höchst- ausmaß von einer Woche zuerkennt, zu dem ein Ent-krankungs-geld noch mindestens zwei Drittel des Krankengeldes hinzukommen, meinte der Präsident der Hauptstelle indu- strieller Arbeitgeberorganisationen, müsse notgedrungen die Arbeitszeit des Arbeiters auf die härteste Probe stellen. Gerade in dieser Zeit erscheint eine angeblich sozialpolitische Maßnahme, die dem Arbeiter die Möglichkeit gibt, jeden irgendwie erheblichen Anlaß für gut genug zu erachten, um bei vollem Lohn nicht zu arbeiten, als eine äußerst schwere Gefahr.“

„Die Besondere-Kommissionen für kriegsleistende Be- triebe“, erklärte er weiter, sollten es ermöglichen, daß die Ruhe in den Betrieben durch Lohn- und sonstige D herenzen nicht gestört wird. Sondern durch die unglückliche Zusam- menlegung dieser Kommissionen als auch durch ihr Wirken wurde das Gegenteil erreicht.“ Und ein anderer Redner meinte, durch die unrichtigen Urteile der Besondere-Kom- missionen „werden die Arbeiter geradezu ausgenutzt, mit der Leistung zurückgehalten, weil sie in den Urteilen der Kommissionen die Gewähr dafür erblicken zu können glauben, daß ihnen der zum Leben notwendige Verdienst unter allen Umständen gewahrt bleibt, selbst dann, wenn ihre Lei- stungen beträchtlich zurückgehen.“

Das entgegensteht aber die omnesenden Minister, die im Parlament zuhellen so rührende Worte über die Verdienste der Arbeiter finden, auf diese Redner?

Sie fanden nicht nur kein Wort der Abwehr, sondern der Arbeitsminister Homann stimmte in den Chor mit ein, indem er bei Befragung der Kohlenfrage sagte: „Nach meinem Dafürhalten kann kein Zweifel darüber bestehen, daß am Rückgang in der Förderung die Minderleistung der Ar- beiter infolge Unterernährung schuld ist. Aber es scheint mir daran auch schuldtragend zu sein, daß infolge gewisser Maßnahmen auf dem Gebiete des Löhningens der Ar- beiter, diese nicht mehr die Anregung in sich haben, auf einen Mehrverdienst oder einen höheren Lohn zu kommen. Seit Kriegsausbruch wurden in unseren Bergrevieren im Hinblick auf die Leuerungsverhältnisse die Kriegszulagen den Arbeit- tern abgestuft je nach dem Familienstand zugestanden. Diese

zige Zulage war insoweit auf die Leistung nicht ausrichtig- gewand, als sie eine sehr geringe Höhe hatte. Als jedoch diese zige Zulage infolge fortwährender Ertragsrückfälle einem bestimmten Betrag überschritten hatte, hat sich bei der Arbeiter- schaft nicht mehr der Anreiz gezeigt, welcher sonst nötig ist, um zu einem höheren Verdienst zu gelangen.“

Wenn noch irgend ein Proletarier die Massen beugen sollte, daß die Arbeiterschaft von der Einsicht der Kapitalisten oder der Regierung nach den Weihen der Kriegszeit das Allgeringste zu erhoffen habe, dieser Industriellen wird sie ihm zerstören.

Die richtige Antwort gab den Scharmachern und den mit ihnen verbündeten Regierung die Aufschrift auf einem der Standarten in der Friedensversammlung des Proleta- riats: „Wir kennen nur den Klassenkampf!“

Bekanntmachungen des Zentralvorstandes

Wir machen unsere Mitglieder darauf aufmerksam, daß für diese ... oder von 10. Dez. bis 16. Dez. der 60. Wochen- beittag fällig ist.

Nachfolgend verzeichnete Mitgliedsbücher wurden als verloren gemeldet und hiermit für ungültig erklärt:

- Bermann Friebe, B.-Nr. 28 275, eingetret. am 12. August 1905 in Dresden.
- Eina Brüdner, B.-Nr. 57 061, eingetret. am 24. Ok- tober 1911 in Bamberg.

München, den 8. Dezember 1917.

Der Vorstand.

Ehrentafel

für unsere im Felde gefallenen Mitglieder

- Leipzig, Georg Paulas, gefallen.
- Maria, Heinrich Reinhold, gefallen.

Redaktionschluss: Dienstag früh 10 Uhr. Berichte müssen spätestens Montag früh, kurze Notizen und Depeschen bis Dien- tag früh in unseren Händen sein.

Die Redaktion.

Zur Beachtung!

Wer an das „Schuhm.-Fachblatt“ etwas zu berichten hat, muß unter allen Umständen ein folgendes beachten:

1. Manuskriptpapier nicht auf beiden Seiten beschreiben
2. keine Blei- und auch keine Eintaststifte verwenden;
3. nicht zu eng schreiben, damit redaktionelle Ab- wendungen zc. vorgenommen werden können;
4. durch Korrekturen, Änderungen oder Zusam- menstreichungen nicht das Manuskript unlesbar machen.
5. Namen und Ziffern recht deutlich schreiben.

la. schwarzen Lederpech

in Kisten à 100 kg und Kübeln à 5 kg haben vorteilhaft anzubieten

Chemische Fabrik Pickler & Co. G. m. b. H. Magdeburg. Telegramm-Adr.: Gelpickler.

Eine Durchhalter-Versammlung in Wien.

Die Unternehmer ganz Österreichs hielten in Wien einen Industriekongress ab. Die Herren der Fabriken, die zum großen Teil ungeheure Gewinne aus dem Kriege ziehen, die nichts wissen von Mangel und Entbehrung, und die sich stolz rühmen, welchen Anteil sie, die Munitionsfabrikanten und Kriegslieferanten, an den Siegen unserer Heere haben. Und bei ihnen zu Gast zahlreiche Vertreter der Regierung.

Der Redner, der über den Frieden sprach, schloß seinen Friedenswunsch mit den Worten „weil unsere Feinde unser Friedensangebot hochmütig zurückgewiesen haben, müssen wir die Waffen weiter sprechen lassen“. Der so sehr ge- schätzte Patriotismus der Kapitalisten trat für zu Tage in den Worten des Referenten zum Punkt: Richtlinien der In- dustriepolitik. „Ohne Aussicht auf gewinnbringende Be-

Neuer Katalog (ca. 170 Abbildungen) über Schuhmacher- Werkzeuge. — Preis 1/2 gratis und franco. — G. Wöglte, Berlin, Leipzigerstraße 83.

Handstanzmesser

Größe I 8,00 Mk. — II 7,50 Mk. — III 6,50 Mk. Fernruf 590 Amt Opliga. Theo Dreuer, Rerfeld b. Golligen.

Holzsohlen

mit Randabschnitt zum Annageln der Schäfte nach b-hördlichen Vorschriften, in allen Größen, liefert gegen Nachnahme, nicht unter 12 Paar.

H. Pfingsten, Hannover, Roscherstr. 3.1. Anzeigen finden im „Schuhm.-Fachblatt“ weitest Verbreitung!

Nachruf.

Als weitere Opfer fielen auf den Schlachtfeldern die Kollegen

Hermann Mummert Erich Richter Wir werden ihr Andenken stets in Ehren halten. Die Hauptstelle Burg b. M.

Beilage zum Schuhmacher-Fachblatt Nr. 50.

Für unsere weiblichen Mitglieder.

Schädlinge, die nicht säen und doch ernten wollen.

Wer kennt sie nicht, schreibt treffend der „Courier“, das Organ des Transportarbeiterverbandes, „die großen Schreier und noch größeren Kritiker, die sich nach jeder Bewegung oder sonstigen Tätigkeit der Gewerkschaften bemerkbar machen. Nach beendeter Arbeit fest ihre Tätigkeit ein. Mit großem Lungenaufwand und leichtenartiger Biederhaltung setzen sie jedem, der es hören will, auch denjenigen, welche es nicht hören wollen, auseinander, daß die Bewegung und Tätigkeit des Verbandes nichts sei. Die Gewerkschaftsführer seien schlapps Kerle, welche sich von den Unternehmern einsaugen lassen oder nicht entscheiden mag austreten. Die Gewerkschaft selbst sei ein Pfäffchen, welches im Verborgenen bläse, und daher sei ihre ganze Tätigkeit erfolglos usw.“

Erkundigt man sich nach solchen Heiden aber näher, so stellt sich bald heraus, daß sie, wenn es galt, daß alle mit Hand und Fuß Wert legen sollten, sehr vorsichtig im Verborgenen bliesen. Erst dann, wenn die Gefahr vorüber, das Werk vollendet, dann erscheinen sie, um kund zu tun, was aus der Sache geworden, wenn nach ihrem Plan gehen, gearbeitet wäre. Beiträge für die Organisation gaben, mitarbeiten am Aufbau des Verbandes, seinen Mann stellen, wenn Gefahr im Verzuge, das machen solche nutzigen Heiden nicht, das Überlassen sie anderen. Aber sagt sie nur, ob sie auch nur ein einziges Mal die durch den Verband errungene Lohnverbesserung (war sie bescheiden oder zufriedenstellend) abgelehnt hätten. Nein, schmunzelnd sehen sie alles mit eingestrichelt und freuten sich insgeheim, daß die anderen die Opfer gebracht, die Arbeit geleistet, wo es jetzt zur Ernte ging, da waren sie die ersten.

Noch eine andere Sorte parasitärer Genießer gibt es. Sie sind solche, die offen verlangen, daß andere für sie Wohlergehen arbeiten. Sie wollen nur das Errungene mitschneiden. Dabei stellen sie die Anforderung, daß jeder gemeinsam mit allen anderen für sie tätig sein soll. Damit nicht sofort der Erfolg, so ziehen sie jede Tätigkeit sei sie noch so erhaben und opfervoll, in den Staub der Schwärze an.“

Solche Schädlinge gibt es in jedem Beruf. Sie sind besonders zahlreich unter den weiblichen Arbeitsträften anzutreffen. Die bis jetzt noch immer zumeist andere haben über bringen lassen, damit es auch ihnen besser geht, und dann wundern sie sich, wenn dem Eindringen weiblicher Arbeitsträfte in besser bezahlte Plätze mit Männern gegenüber wird oder ihnen sogar Schwierigkeiten bereitet werden.

Gew. Frauen-Stg.

Studentinnen in der Rüstungsindustrie.

Das ist ein Aufruf jetzt an den deutschen Universitäten wie in einem Vorkriegsstaat vor dem Ausbruch des Krieges hat das Wintersemester begonnen, kaum haben sich die Studierenden bei der Alma mater eingefunden, da sucht man sie wieder loszuwerden. Männliche Studierende gab schon im letzten Semester kaum mehr; ein paar Schwächlinge, Krüppel, Kriegsinvaliden und einige in die Universitätskaserne Kommandierte, die nebenbei Vorlesungen hören konnten. Die übrigen Studenten hatte das Hilfsdienstgesetz mobil gemacht, soweit sie noch nicht militärisch eingezogen waren. Das Hauptkontingent der Hörer stellten die studierenden Frauen.

Nun sollen die Studentinnen auch mobilisiert werden. Wer gilt das Hilfsdienstgesetz nicht für die Frauen; man muß die Studentinnen nicht mit Gewalt einberufen und zur Arbeit zwingen, und der Schlingenschnur droht ihnen nichts. Aber nun sollen sie doch ihr Studium während an den Nagel hängen, sollen der Universität den Rücken kehren und sich „in Erfüllung einer patriotischen Pflicht“ für den Hilfsdienst in der Rüstungsindustrie zur Verfügung stellen, und zwar nicht allein in der Universitätskaserne, sondern überall im Lande. Ein langer Aufruf des Kriegsministeriums vom 18. September d. J. machte Anfang, und mit ungeheurer Eile wird jetzt an den Universitäten die Werbetruppe gerufen. Studentinnenversammlungen finden allenthalben statt, Werbeposten werden in den Universitätsräumen eingerichtet, an Schmalzplakaten bedrängen sich die Aufrufe. Jeder Rektor ist zum nennenden Agitator geworden, der — nach der Summation wohlweislich — den Studentinnen den dringenden Rat gibt, von der Universität aus sofort zur Rüstungsindustrie abzuscheiden. Selbst mit mehr oder minder verdeckten Drohungen spart man den ganz Verstandenen nicht. In der Universität Freiburg i. Br. ist der Aufruf der Studentinnen einen Aufruf erhalten, dem es u. a. heißt: „Das Kriegsamt in Karlsruhe hat erklärt, daß alle Studentinnen ausnahmslos zur Kriegszeit gebraucht werden. Diejenigen, die jetzt nicht sofort abgehen sind, werden in Reserve und Landsturm eingeteilt.“ (Klingt großartig: Studentin der Reserve oder des Landsturms!) Wehe denjenigen, die da nicht mitmachen will; sie wird von Professor und Peibel und von all den lieben Mitbewerbern verachtet und geächtet!

Und nicht etwa ihrer Bildung und ihrer Herkunft entsprechend sollen die jungen Damen beschäftigt werden, nicht in Bureaus und bei Behörden, nicht in der Krankenpflege und in sozialen Hilfsdiensten. Nein, als ganz simple Arbeiterinnen in der Rüstungsindustrie. Man denke und staune! „Die Sportgewandten unter euch werden schwerer Arbeit gemacht sein, aber auch leichtere Arbeit wartet eurer in der Rüstungsindustrie, von jeder Frau zu leisten“, so heißt es in dem Aufruf des Kriegsministeriums. Und das wurde dahin erläutert, daß an der Drehbank und am Hochofen, im Maschinenraum und im Fabrikhof zu schaffen sei.

Man kann nicht sagen, daß die Studentinnen über das ihnen zugeordnete Kommando empört sind. Von wenigen räumigen Schafen abgesehen, herrscht kriegerisch-psychologisch zu erklärende Begeisterung für das neue Tätigkeitsfeld. Eine neue Mode in Berlin W.W. kann nicht überwältigender wirken. Man hört in den Wandelhallen der Universitäten allenthalben schon Gespräche über Bezugsgeldern (denn man muß ja Arbeitskleidung haben), über die Form des Hemdes und — „blau muß die Kaffeehase auf jeden Fall sein: ich kann nur Blau tragen!“ — Der Arbeiter wird also universitätsfähig. Es geschehen noch Zeichen und Wunder. Ein unlängst verstorbenen Universitätsrichter wird sich im Grabe umdrehen. Den Studenten, die Arbeiterunterrichtskurse einrichten wollten, hatte er seinerzeit drohend zugeredet: „Daß mir ja nie ein Arbeiter die Unversität betritt!“

„An sich ist die Sache gar nicht so übel. Vielen von den Herrschaften schadet es wirklich nichts, wenn sie einmal schmutzige Finger bekommen. Wenn sie an sich selbst merken, wie aufreibende, ungesund, geistlose Arbeit auf Körper und Seele wirkt. Wenn sie von ihren Mitarbeiterinnen sehen und hören, wie Proletarier leben, die auf der Schattenseite geboren und aufgewachsen sind. Wenn sie selbst miterleben, welchen Unfällen und Gefahren der Arbeiter tagtäglich ausgesetzt ist. Und wenn sie erfahren, wie er dafür gehandelt und angesehen wird. Das wird mancher Studentin gut tun und vielleicht auch mancher die Augen öffnen.“

Aber da sind doch allerhand Begleitumstände, die zu denken geben. Es soll nicht gesagt werden, daß man auf solche Weise dem Ueberhandnehmen weiblicher Studierendensauern will, obwohl es eine ganze Reihe von Professoren & La Noethe und andre Leuten gibt, die es sicher nicht ungern sehen, wenn auf diese Weise die weibliche Konkurrenz etwas eingebremst wird. Und daß die frischgeborenen Universitätsrektoren sich besonders für den Aufruf ins Zeug legen, ist sicher nur ihrem Anterferer und ihrer glühenden Vaterlandsliebe und nicht einer bei Professoren gewiß nie beobachteten Kältehaftigkeit nach oben hin zuzuschreiben. Wenn auch der eine oder andere von ihnen in seinem Ueberferer so weit gegangen ist, weiblichen Studierendenden die Annahme von Arbeit in der Rüstungsindustrie sogar gegen den Willen der Eltern zu empfehlen. Uebrigens scheint man die professorale Unterleitertätigkeit nicht gerade besonders hoch zu bewerten. Es wird nämlich in Aussicht gestellt, daß das mit Arbeit in der Rüstungsindustrie verbrachte Semester als Studiensemester angerechnet werden soll.

Das sind aber schließlich Dinge, die die studierenden Frauen unter sich ausmachen sollen. Sie mögen sich auch einmal fragen, ob wohl die Väter und Frauen der Werbeposten, Professoren und Altionäre ebenfalls an Hochofen und Drehbank zu finden sind. Die proletarischen Arbeiter und Arbeiterinnen brauchen sich über diese Dinge den Kopf nicht zu zerbrechen. Die Pleureuse greift jedoch in andere Beziehung in die proletarischen Interessen ein. In dem Aufruf des Kriegsministeriums heißt es: „Die Frauenerräte der Kriegsanstalten sorgen für Unterkunft. Ihr werdet entloht wie die Arbeiterinnen, der Leistung entsprechend. Eure Vorbildung, euer Geschick können durch Ausbildung zu gelernter Arbeit ausgenutzt werden.“ Von verschiedenen Seiten hört man aber, daß eine Einstellung von Studentinnen nur zu wesentlich geringeren Lohnfügen erfolgt, als sie sonst üblich sind. In der Berliner Studentinnenversammlung wurde von leitender Stelle offen ausgesprochen, daß die Studentinnen mit dem gezahlten Lohn nicht würden auskommen können, daß sie einen Zuschuß von Hause haben müßten und das als Opfer für das Vaterland zu betrachten hätten, ebenso wie unsre Feldgrauen, die ja auch nur eine ganz minimale Lösung bekommen. Ein sehr hübsches Eingeständnis in einer Welt, wo die besessene Klasse über die übermäßigen Löhne in der Rüstungsindustrie sich entrüstet! Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die Studentinnen von der Rüstungsindustrie als Lohnarbeiterinnen mißbraucht werden sollen. Von derselben Rüstungsindustrie, die Millionengewinne durch den Krieg eingekassiert hat, und die auf diese Weise durch Verringerung der Ankosten ihren Gewinn noch ganz erheblich zu steigern vermag.

Aber noch ein anderer Gedanke will sich nicht abweisen lassen. In der Berliner Studentinnenversammlung wurde von der Referentin des Kriegsamts, Gräulein Dr. Alice Salomon, den Studentinnen geraten, ihren Charakter als Studenten den übrigen Arbeitern und Arbeiterinnen gegenüber geheim zu halten, „um sie nicht argwöhnisch zu machen“. Hat man ein schlechtes Gewissen, oder verfolgt man besondere Zwecke? Die Studentinnen sind in ihrem Unverständnis vielfach die eifrigsten Agitatorinnen für die Deutsche Vaterlandspartei. Oder sollen die studierenden Rüstungsarbeiterinnen gar als Spitzel oder aber als präsumptiv Streikbrecherinnen eine traurige Rolle spielen? Angesichts der Stimmung in den herrschenden Kreisen ist die Vermutung nicht von der Hand zu weisen, daß die weiblichen Studierendenden (die ebenfalls disziplinär nicht dem ordentlichen Gericht, sondern dem Universitätsrichter unterstehen) die Parteifunktionäre der Seiten verstärken oder gar eine gewisse führende Rolle bei ihnen spielen sollen. Die Arbeiterpartei möge sich daher ihre neuen Kolleginnen etwas genauer ansehen!

Ein Studierender.

Das Frauenstimmrecht in der Schweiz.

Wir berichteten kürzlich, daß im Zürcher Kantonsrat (Landtag) die 82 Mitglieder (auf 223 Abgeordnete) zählende sozialdemokratische Fraktion den Antrag auf Einführung des Frauenstimmrechts im Kanton Zürich gestellt hat. Nun kam der Antrag im Kantonsrat zur Behandlung und er wurde schließlich mit 108 gegen 70 Stimmen angenommen.

Der Antrag begründete in einer vorzüglichen Rede Grösse Grollsch, der bekannte Rektor der schweizerischen Sozialdemokratie. Einleitend konstatierte er, daß in der Staatsverfassung des Kantons Zürich nirgends steht, daß die Frauen nicht darin inbegriffen seien. Soweit es die Niederlassung und verschiedene andere Rechte anbetreffe, so gelten sie auch ohne weiteres. Vom Stimmrecht und der Wählbarkeit sind aber die Bürgerinnen tatsächlich ausgeschlossen — mit wenigen Ausnahmen.

Die Forderung der politischen Gleichberechtigung der Frau ist keine Parteilache, wemgleich wir sie auf unserem Programm haben und deshalb verpflichtet sind, für sie einzutreten. Sie ist ein Postulat der Demokratie. Sie wurde von den hochherzigen Frauen und Männern (Pestalozzi) zur Zeit der bürgerlichen Freiheitskämpfe gegen Feudalismus und Absolutismus — also lange bevor es eine Sozialdemokratie gab. Die Forderung der politischen Gleichberechtigung der Frauen entsprang damals einfach dem Gedanken der Gleichberechtigung aller Menschen und dem Grundsatz, daß es nicht aneuge, daß Gesetze, die für beide Geschlechter Geltung haben sollen, nur von dem einen Teil gemacht würden.

Rat und Volk des Kantons Zürich haben die Pflicht, sich über die Frage zu entscheiden; denn seit 1914 liegt beim Kantonsrat eine Eingabe von zwanzig durchaus bürgerlichen Frauenvereine, darunter zwei Kantonsvereine und achtzehn Vereine aus neun Bezirken, in der das Stimmrecht und die Wählbarkeit der Frauen in Kirchen-, Schul- und Armenangelegenheiten und -behörden verlangt wird. Verschiedene dieser Vereine sind auch für das allgemeine Stimmrecht.

An der Spitze unserer Verfassung steht der schöne Grundsatz: Die Staatsgewalt beruht auf der Gesamtheit des Volkes.

Dieser schöne Satz ist noch nicht Wahrheit; der größere Teil des Volkes ist heute noch von der Einwirkung auf die Staatsgewalt ausgeschlossen. Im Jahre 1910 zählte man 193 000 männliche und 209 000 weibliche Schweizerbürger. Der Grundsatz soll erst Wahrheit werden. Ober gehören unsere Frauen, Mütter und Töchter nicht zum Volk?

Das Vorrecht der Männer stammt aus der Barbarei. In Zeiten, wo der Krieg zwischen Stamm und Stamm ein ständiger Zustand war, bildete die Wehrfähigkeit die Grundlage des Rechtes zur Teilnahme an der Volksgemeinde.

Mit den Veränderungen in der Wirtschaft der Völker ändert auch der Krieg seinen Charakter, seinen Umfang und seine Mittel. Heute ist er zum Weltkrieg geworden. Er wird mit so gewaltigen Vernichtungsmitteln geführt, daß er in der ganzen öffentlichen Meinung sich selbst unendlich macht. Alle Staatsmänner, auch in den kriegsführenden Ländern selber, erklären heute, daß der jetzige Krieg nur ein Ziel haben könne: ständige Friege unmöglich zu machen. Ein Bund aller Nationen ist das Friedensziel und ihm voran soll die Niederwerfung des Militarismus gehen.

Das Barbarenrecht soll einem höheren Kulturrecht weichen.

Die Konflikte der Staaten sollen ebenso gelöst werden und gerichtet werden, wie die Einzelstreite innerhalb der Staaten.

Und wie immer der Krieg enden wird, dieses Ziel wird erreicht.

Damit wird aber auch die Rechtsverletzung an das Weib zur größten Nothwendigkeit.
Das Weib als Mutter wird der stärkste Hort des Friedens sein.

Es waren auch die Frauen, die zuerst sich aus allen Ländern zusammenschlossen, um Protest gegen den Krieg. Viele Staaten sind vorangegangen mit der Verleihung des Stimmrechts an die Frauen. Zuletzt das freiherrliche, hochentwickelte Dänemark und das revolutionäre Russland. Soll die älteste Republik warten, bis sie der letzte Staat ist, der alles Unrecht gut macht?

Ein altes Vorurteil.

Da heißt es: Das Weib ist minderwertig. Immer und immer wieder muß diesem alten Vorurteil mit allem Nachdruck entgegengetreten werden, weil es falsch ist.

In den meisten Fällen entstammen dem gleichen Elternpaar männliche und weibliche Nachkommen. Sie erben Eigenschaften, Fähigkeiten und Anlagen vom Vater wie von der Mutter. Oft gehen die besten Eigenschaften der Mutter auf den Sohn.

Große Männer haben stets vorzügliche Mütter gehabt.

Ebenso oft erben Töchter die besten Eigenschaften des Vaters. Gewiß hat jedes Geschlecht seine Eigenarten. Beim weiblichen herrscht das Gefühlsleben vor — beim männlichen der Verstand. Für den Mann ist das Weib das größere Rätsel, als der Mann für das Weib. Dabei sind wir Männer viel mehr geneigt, die Eigenart des Weibes als minderwertig zu betrachten. Mit Unrecht.

Kommt noch hinzu die uralte Unterdrückung des Weibes, die einen engeren Gesichtskreis mit sich bringt — das Bewußtsein, sich stets gegen Verungeltung wehren zu müssen, dazu der Sinn, daß die Frauen viel größere Leiden vertragen — sie daher oft viel größere Leidenschaft entwickeln —, so erscheint unser falsches Urteil von vornherein gerechtfertigt.

Aber wir haben kein Recht, uns als die einzigen Vertreter der Gattung Menschen zu betrachten. Dazu gehören beide Geschlechter. Ihre Geschlechtsarten ergänzen sich. Die großen Eigenarten des weiblichen Geschlechts werden sich erst dann entwickeln, wenn es gleichen Rechten geworden ist.

Es ist nicht ungewöhnlich, daß ein stupider Mann berechtigt, kraft seines Geschlechts — ein intelligentes Weib wegen seines Geschlechts rechtlos ist?

Die Demokratie kennt keinen Rechtsunterschied nach der Intelligenz, also darf sie auch keinen nach dem Geschlecht kennen.

Ein altes Schlagwort:

Die Frau gehört ins Haus — sie Schweige in der Gemeinde! Dieses Schlagwort hat heute weniger denn je Berechtigung. Denn seit Schillers „Glocke“ haben sich die Verhältnisse gewaltig geändert. Weber im Hause des reichen Mannes noch im Haushalt des Proletariats nimmt die Frau die gleiche Stellung mehr ein. Eine Frau mag darüber reden. Treffend sagte die schweizerische Arbeiter-

sekretärin, Frau Marie Hüni, am schweizerischen sozialdemokratischen Parteitag in Neuenburg:

„Aus dem kleinen Haus, der engstgenutzten Häuslichkeit, hat der unaufhaltsame Entwicklungsprozeß in der Gesellschaft die Frau hinausgeführt in das große weite Haus der Welt. Hier waltet und wirkt sie mit ihrer Hände Arbeit und ihrer Geistes und Gemüths Kraft in Fabrik und Werkstatt, im Bureau und Laden, in der Schule, im Krankenhaus, für das Wohl der Gesellschaft, für das Gedeihen der Allgemeinheit. Die Arbeit, die Tätigkeit, bildet wie beim Manne die Grundlage ihrer Existenz und verleiht ihr mit der Pflicht das Recht zur Verteidigung ihrer Lebensinteressen. Erscheint es da nicht als selbstverständlich, daß gleiche Pflichten gleiche Rechte bedingen? Ist die Frau wie der Mann der Arbeit verpflichtet, dann soll sie auch als Gleichberechtigte neben ihm stehen. Soll sie arbeiten, erwerbsfähig sein in der Gemeinde, im Staat, in der Gesellschaft, dann lasse man sie auch mithalten in dem großen Weltenschauspiel. Man gebe ihr persönliche, wirtschaftliche und politische Rechte wie dem Manne. Denn dadurch, daß die Frauen in der gesellschaftlichen Produktion tätig sind, ist ihre Existenzsicherheit nicht mehr eine wie früher durch den Hausfleck gegebene. Ihr persönliches Dasein hängt von der Außenwelt, der Gesellschaft ab; es verknüpft sich mit den sozialen Einrichtungen und Erschwerungen. Der Besitz politischer Rechte zur Wahrung der persönlichen Interessen wird für die Frau eine Lebensnotwendigkeit wie für den Mann.“

Wer wollte die Möglichkeit dieser Beweiskführung bestreiten?

Indessen bleiben wir noch einen Augenblick beim Alltagsstandpunkt des Mannes, der die Frau als ein für ihn geschaffenes Wesen hält. Wird das in gleichen Rechten lebende Weib nicht eine ganz andere Lebensgefährtin für ihn sein, als heute die rechtlose Frau? Alles Unrecht rächt sich! Das unterdrückte Weib findet seinen Weg in der Pantomimik und andern Anarten der Sklaverei. Sein Charakter ist entstellt durch die Rechtslosigkeit. Schaffen wir ihm deshalb die Gleichberechtigung.

Die Frauenstimmrechtsfrage vom Standpunkte der allgemeinen menschlichen Kultur.

Fourier, der erste geniale Sozialdenker, betrachtet die Stellung des Weibes als Maßstab für die Stufen der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft. Je tiefer, rechtloser das Weib steht, desto tiefer die Kultur, je höher die Stellung des Weibes, desto höher die Kultur. Unsere heutige Gesellschaft kommt dabei allerdings schlecht weg. Ein anderer großer Zeitgenosse Fourier, Colette, der unsterbliche, spricht sein letztes Wort im zweiten Teile des „Faust“ — Chorus mysticus:

Das ewig Weibliche zieht uns hinan!
Das ist eine große Wahrheit, aber sie hat ihr Gegenstück: Das zeitlich Weibliche zieht uns hinab!
Die Stellung des Weibes in der Gesellschaft ist von ungeheurer Bedeutung für die ganze Kultur. Unser französischer Kriminalist hatte sehr recht, als er seinen Kollegen den Rat gab: Choroche la femme!
Wir wollen nicht hinuntersteigen in die Tiefen der Un-

kultur, die sich unter der glänzenden Hülle unserer Zivilisation verbirgt. Zuerst muß das Weib wirtschaftlich, sozial und politisch gehoben werden, dann wird es auch und die ganze Kultur heben — hinan!

Die politische Gleichberechtigung ist das erste Mittel dazu. Das sagen uns die Staaten, die das Frauenstimmrecht eingeführt haben. Das sagt uns die Regierung des amerikanischen Staates Wyoming, die im Jahre 1893, 24 Jahre nach Einführung des Frauenstimmrechts, erklärte:

„Das Frauenstimmrecht hat nicht wenig dazu beigetragen, Verbrechen, Unmuth und Laster in diesem Staate zu vermindern. . . . Das Ergebnis unserer Erfahrung sehen wir dahin zusammen:

„Möge jeder zivilisierte Staat der Welt seinen Frauen ohne Aufschub das Stimmrecht verleihen.“

(Schluß folgt.)

Abventzeit!

Schon zeitig ist hereingebrochen Die Dämmerung über Flur und Stadt; In silbernelem Sichelbogen Der gute Mond kommt hergezogen Mit all den Sternlein, die er hat.

Die Kinderstimmen sind verklungen Die auf der Gasse man vernahm. — Vom heiligen Christ hab'n sie gesungen, Wo all den Mädchen und den Jungen Ein froher Jauber überkam.

In warmer Stube beim Lampenschirme Da sind sie noch so froh bewegt. Die Mutter, auf dem Schoß das kleine, Erzählt vom Christkind, das erschien Wenn man sich betend schlafen legt.

Da hörten plötzlich sie noch Tritte. Die Treppe kommt's herauf so laut, Bis an die Thür, mit lautem Schritte Erdringt Anrecht Kuppel in der Mitte Der traulich aus den Augen schaut.

Wie sieht er aus? — Wie alle Jahre — Ein alter Mann, mit Stroh, und weiß Sein langer Bart und seine Haare; Nur dies Jahr mit sehr wenig Haare In seinem Rucksack, wie man weiß.

Doch er verspricht in seiner Rede, Die andachtsvoll wird angehört; Für jedes Kind, wenn's selbig betet, Für alle eine Gabe hält. Und mehr noch, wenn er wiederkehrt.

Den Rucksack nimmt er von dem Rücken. Die Kinder beteten so fromm. Und jedes dann bekam sein Stücken, Drauf's kleinste Kammet vor Entzücken; „Lieber Gott, mach mich fromm, daß ich in den Himmel komm.“

Im Folgt.

Pant. Dorn.

Der Waldsteig.

(Fortsetzung.)

Herr Eburus kannte aber solche Zeichen nicht. Er ging noch die Strecke unter dem Gebüsch und dem scharfen Steinen weiter, es wurde lichter, die Gebüsche hörten auf, der Wald war aus, und er stand hoch auf einer Wiese im Freien.

Er war in einem Zustande, in welchem er in seinem ganzen Leben noch nicht gewesen war. Die Anie schlotterten ihm, und der Körper hing vor Müdigkeit nur mehr in den Kleidern. Er empfand es, wie an seinem ganzen Leibe ohne seinen Willen die Nerven zitterten und die Pulse klopfen. Aber auch hier war keine Aussicht auf Hilfe vorhanden. Die Sonne war schon untergegangen. Überall standen im kühlblauen Hauche des Abends Berge mit allerlei Gestalten herum, teils mit Wald bedeckt, teils Felsen imponierend. Weit draußen hinter dem Saume eines grünen Waldes ragte ein hoher Berg heraus. Er hatte mehrere Felsentronnen, die emporstanden. Zwischen diesen Kronen lagen drei sehr große Schneefelder, welche aber jetzt schon rot beleuchtet waren, und auf welche die Kronen Schatten warfen. Für Eburus war dieses ergebende Schauspiel eher furchtbar. Weit herum war kein Mensch und kein lebendes Wesen zu erblicken. Das Rauschen, welches er schon eine geraume Zeit in den Wald hinein gehört hatte, war ihm jetzt erklärbar. In der Rinne des Tales, gegen welche die Wiese, auf der er stand, hinabging, lief über Steine und Klippen ein grünes, brodelndes Wasser heraus und eilte links durch die Laubstiege nach dem Wald fort. Sonst war aber gar nichts zu erspähen, welches sich regte und lebte.

Eburus sah, daß der Weg über den Wiesenbügel gegen das hinab gehe, und er dachte, da in dem Jadeorte dasselbe grüne Wasser, aber in viel größerer Menge dahinfließe, so könne leicht dieser Bach zu jenem grünen Wasser hinaussieken, und er gebe der Weg daneben fort.

Er ließ sich daher, dem Laufe des Flusses nach abwärts zu folgen. Er bezwang das stürmende Verlangen seines Körpers nach Ruhe — denn auf dem Grase lag überall schon der naße Tau — und ging unter kümmerlichen Bornärscheln seiner Anie auf dem Pfade steil abwärts. Der Berg mit den rotenfarbenen Schneefeldern zog sich

gemach unter den Wald zurück, bis nichts mehr als laubblaue oder grüne Anhöhen, mit Dunststreifen durchweht, bestanden.

Eburus kam zu dem Wasser hinunter. Er haßte mit dem Blaugrün seiner Wogen und dem liegenden, weißen Schaume darauf nacheinander hin — und was er eben gedacht hatte, traf hier unten ein: der Weg ging neben dem Wasser fort. Er schlug ihn also ein und strengte seine Kräfte, die gleichsam aufwühlend und trunken waren, aufs neue und legte an.

Da er eine Weile so gegangen war und bereits Dunkelheit einzutreten begann, hörte er plötzlich trotz des Rauschens, das der Bach in jämlicher Tiefe unter ihm veranlaßte, Tritte hinter sich. Er sah um und erblickte einen Mann, der hinter ihm herging und ihn eben eingeholt hatte. Der Mann trug eine Art über dem Rücken, mehrere eiserne Reile über den Schultern und hatte starke Holzschuhe an. Eburus blieb stehen, ließ ihn vollends heran kommen und fragte dann: „Guter Freund, wo bin ich denn, und wo finde ich mich denn in das Bad hinaus?“

„Ihr seht auf dem Wege zum Bade,“ antwortete der Mann, „aber in der Reile draußen teilen sich die Wege wieder und der bessere geht in die Zuberhölder hinaus, da klettert Ihr Euch verirren. Weil ich ohnedem auf dem nämlichen Wege gehe, so könnt Ihr mit mir gehen, ich werde Euch hinaufführen. Wie seid Ihr aber denn hierhergekommen, wenn Ihr nicht wißt, wo Ihr seid?“

„Ich bin ein Kranke,“ sagte Herr Eburus, „helfe mich durch den Gebrauch des Bades, bin auf der Straße ziemlich weit fortgefahren, bin dann spazieren gegangen und habe mich in dem Walde verirrt, daher ich meinen wartenden Wagen nicht mehr finden konnte.“

Der Mann mit den eisernen Reilen sah Herrn Eburus nach der Seite von oben bis unten an und mit einem Zartgefühl, das diesen Menschen so gern eigen ist, und das man ihnen ungerechtfertig nie zuschreibt, ging er nun, da er ihn betrachtet hatte, viel langsamer, als sonst seine Art war.

„Da seid Ihr durch das Schwarzholz gegangen, wenn Ihr nämlich über die Blockwiese zu dem Wasser herabgekommen seid,“ sagte er.

„Ja, ich bin über eine Wiese, die rund und steil, wie eine Blocke war, zu diesem Wasser herabgestiegen,“ antwortete Herr Eburus.

„So — so —“, sagte der Mann darauf, „da gehen die Leute nicht gern hinaus, weil es so wild ist, und dann müßte Ihr nicht, wo Ihr seid.“

„Ja, ja,“ antwortete Herr Eburus, „und was ist denn Ihr, daß Ihr da so gegen die Nacht hin in diesen Graben heraufgeht?“

„Ich bin ein Holznecht,“ sagte der Mann, und geht heute nur aus Zufall hier heraus, weil ich dem Gewermeister in der Zuber eine Postfach bringen muß. Da habe ich mein Gerät mitgenommen, daß ich es schärfe; denn mein Haus steht nur eine halbe Stunde von da links. Wie kann ich in den Holzschlägen, die etwa sechs Stunden oberhalb des Plages liegen, an dem ich Euch getroffen habe, Ihr gehen wir immer am Montag hinaus und am Sonntag herab. Sonst bleiben wir auch zuweilen einige Wochen oben. Ich habe heute noch bis Nachmittag geholfen, dann bin ich herabgestiegen.“

„Und wann geht Ihr wieder hinaus?“ fragte Eburus. „Ich bleibe heute bei meinem Weibe,“ sagte der Holznecht, „dann geh ich morgen um drei Uhr früh in die Zuber zu dem Gewermeister und von ihm wieder zurück in den Holzschlag, daß ich den Nachmittag noch zur Arbeit habe.“

„Das tut Ihr alles in einem Tage,“ sagte Eburus. „und dauert es so das ganze Jahr fort?“

„Im Winter ist es leichter,“ antwortete der Holznecht, „da sind wir im Tale, und oft wird nur bei der Fußwurde die Zeit hingebraht.“

„So, so,“ antwortete Herr Eburus, indem er neben dem Manne mühsam einherging.

Derselbe erzählte ihm noch mehrere von seinem Handwerk, wie sie es betreiben, wie sie nebstbei in den Bach gebirgen leben, und welche Gefährlichkeiten und Abenteuer sich dabei ereignen. Unter diesen Worten kamen sie immer weiter, bis sich so viel man in der bereits eingetretenen Nacht erkennen konnte, das Tal erweiterte und sie wieder auf einem ziemlich steilen Wege herabstiegen. Der Holznecht hielt sich bei Eburus auf, unterstützte ihn anleitete ihn an dem Arme abwärts. Als sie wieder in der Ebene waren und noch eine Strecke zurückgelegt hatten, standen kleine Häuschen mit Lichtern da.

(Fortsetzung folgt.)